

Elisabeth Jaksche-Hoffman

Das Konzept OPENSchool – Interview mit Markus Haider

„Die Frage war immer, WAS HILFT WIRKLICH, nämlich dem Schüler oder der Schülerin und auch mir in der Begleitung.“

Zusammenfassung

Bericht über ein Gespräch¹ mit Markus Haider, Mitbegründer der OPENSchool in Wien, der zunächst die Struktur der OPENSchool und die drei zentralen Lernformate – das Lernbüro, die Workshops und das Open Lab – beschreibt und schließlich einige zentrale Aspekte erläutert, die für den Erfolg des Konzepts entscheidend sind, wie etwa die Haltung der Schulleitung und der Lehrkräfte, die Bedeutung von Führungskompetenzen und die intensive Begleitung der Schüler:innen beim Lernen.

Einleitung

Vor der Gründung der OPENSchool hat Markus Haider als Lehrer der Sekundarstufe immer wieder das Gefühl gehabt, Unterricht anders gestalten zu wollen, als er es in der bekannten Struktur kennengelernt hat. Er wollte neue Lernkonzepte ausprobieren, für die seinem Gefühl nach allerdings die herkömmlichen Strukturen oft hinderlich waren. Seine Ideen stellten vielfach auch eine Diskrepanz zu den Handlungsweisen mancher Kolleg:innen dar. Das brachte ihn schließlich zu der Überlegung mit seinem Kollegen Roland Reichart-Mückstein – in dem er eher zufällig in seiner Schule einen Partner gefunden hatte – etwas Neues auszuprobieren. Gemeinsam haben sie andere Schulen besucht, Ideen gesammelt und diese in einem Businessplan niedergeschrieben. Es wurde der Namen OPENSchool entwickelt und eine Schule gesucht, in der sie das Konzept umsetzen können. Zu der Zeit, im Schuljahr 2018/19, wurde in Wien Brigittenau gerade eine Schule neu aufgebaut, die MS Dietmayergasse, die heute Teil des Bildungsgrätzls Spielmannngasse ist. Der Schulleiter fand die Ideen für das Konzept der OPENSchool interessant. Dieses stellten sie dann auch dem Schulqualitätsmanager (SQM) vor und besprachen es mit dem damaligen Bildungsdirektor. Alle stimmten der Einführung zu, also wurde die OPENSchool als ein Zweig der MS Dietmayergasse eingerichtet. Schließlich wurde ein Team aufgebaut, das anfang zu experimentieren. Dabei erkannten sie auch, dass es kein Konzept gibt, das eins zu eins auf andere Standorte übertragbar ist, sondern überall angepasst und spezifisch für den jeweiligen Standort weiterentwickelt werden muss.

¹ Das Gespräch wurde transkribiert und in die Schriftsprache übertragen. Zudem wurden bei den direkten Zitaten für die Lesbarkeit Füllwörter weitgehend weggelassen.

Struktur der OPENSchool

Aus den Überlegungen darüber, wie Lernen organisiert werden sollte, hat sich die Tagesstruktur der OPENSchool aus drei unterschiedlichen, sich ergänzenden Formaten – dem Lernbüro, den Workshops und dem Open Lab – ergeben. Ausgangspunkte dafür waren eine Lernenden-Haltung („*wir sind alle Lernende*“) und eine Lernendencommunity zu entwickeln.

Im *ersten Format*, dem **Lernbüro**, stehen das Lernen-Lernen und die Grundkompetenzen im Fokus. Es wird eine Basis geschaffen, um *ins höhere Lernen* (Z. 87) zu kommen, in das abstrakte Lernen. Es geht um das Erlernen der Grundkompetenzen, die viel geübt werden müssen, also Schreiben, Lesen, Rechnen und so etwas wie *Modelle bilden* (Z. 89). Dieses Format entspricht in etwa den Schularbeitenfächern. Dabei ist es wichtig, sowohl die Kompetenzen zu erlernen als auch gleichzeitig eine Meta-Ebene im Lernen einzuführen, auf der reflektiert wird, wie wir eigentlich lernen. Dort lernen die Schüler:innen auch *„sich Ziele zu stecken, das, was alles in der Hattie Studie steht, also die Selbsteinschätzung, auf etwas zugehen, den Plan verwerfen, umbauen, bis etwas funktioniert. Den Plan neu aufbauen, herausfinden, okay, wenn etwas nicht gelungen ist, was haben wir dadurch aber gelernt“* (Z. 103-105).

Das zweite Format, die **Workshops**, beschreibt Markus Haider als Gefäß bei dem Begegnung und Inspiration zentral stehen, in dem Schüler:innen die eigene Komfortzone verlassen *„um mit etwas konfrontiert zu werden oder überrascht zu werden, von dem man nicht gedacht hätte, dass es das gibt oder dass das da ist“* (Z. 111-113). Das sind diskursive Formate, in denen Schüler:innen inspiriert und etwas in ihnen ausgelöst werden soll, das ihr Interesse an Neuem weckt. Eine Möglichkeit ist rauszugehen in einen Betrieb und wenn die Schüler:innen dort z. B. einen Roboter sehen, gemeinsam nachzudenken und zu recherchieren: *„was braucht's eigentlich in der Menschengeschichte der Technik, dass man überhaupt so weit gekommen ist, einen Roboter zu bauen. So, das heißt, wie gesagt, wenn wir inspirieren oder solche Formate aufmachen, das muss themenorientiert sein. Ja. NICHT fachorientiert. Sondern das Thema steht im Mittelpunkt und die Fachbrille setzen wir dazu auf. Bewusst“* (Z. 125-131).

Und im dritten Format, dem **Open Lab** braucht es Räume zum Experimentieren. Das ist etwas, was im schulischen Kontext sehr stark abgeht, denn als Lehrperson möchte man ja, dass die Schüler:innen eine Lernleistung erbringen, *„aber wir schauen meistens viel zu wenig dabei zu. Wir haben viel zu wenig die Gelegenheit, da dabei sein zu dürfen und Einblick zu bekommen und sie zu begleiten“* (Z. 135-137). In dem Format arbeiten Schüler:innen an Projekten und können bei Themen, die sie interessieren, in die Tiefe gehen und dabei ihre eigenen Potentiale und Talente entdecken. Dieses Erlebnis *„was es heißt, wirklich tief eingetaucht zu sein und durch alle Widerstände gegangen zu sein“* (Z. 151-152). Wenn sie das lernen, dann entwickeln sie Fähigkeiten, die sie auch auf andere Bereiche anwenden können.

Die drei Formate können zusammenfassend beschrieben werden als erstens *„Grundkompetenzen und Lernen lernen, das zweite inspiriert werden in irgendwelchen Formaten, das dritte etwas üben, trainieren, in die Tiefe gehen“* (Z. 159-160). Das bedeutet beim Lernen wirklich dabei zu sein und stark zu individualisieren. Und vor allem die Inspiration bringt einen ja dazu dort, wo man wirklich will, in die Tiefe zu gehen.

Das korreliert laut Markus Haider mit der Leistungsbeurteilungsverordnung, die vorgibt, dass die Grundkompetenzen ein Minimum sind, das erfüllt werden muss. Dann kommt der *Bonusblock*, dem leider viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird *„und damit schneiden wir uns vor allem auch die Spitzen im Schulwesen weg. Der ja sagt: Lieber Schüler, gib mir Angebote, woran ich*

erkennen kann, dass du tiefer gegangen bist. Nämlich einerseits tiefer, weil ich dich auffordere und ich dir eine Möglichkeit biete dazu oder noch viel stärker, also das wäre ‚Gut‘, was ich beschrieben habe, jetzt kommt das ‚Sehr gut‘, bringe du mir ein Angebot, mit dem du mich überraschst, von dem ich gar nicht gedacht habe, dass das auch eine Möglichkeit wäre“ (Z. 170-175).

Die Umsetzung dieses Konzeptes bedeutet sowohl für die Lehrpersonen als auch für die Schüler:innen „einen extremen **Kulturwandel**“ (Z. 224). Schüler:innen werden als Entrepreneurs ihrer eigenen Bildungserfahrung gesehen. Sie sind nicht in der Schule, um zu konsumieren, sondern bekommen Verantwortung übertragen. „*Es geht um dich, mach was draus, und wir helfen dir mit allem, was wir können. Aber wenn du nicht irgendwie zeigst, wo es hingehen könnte, können wir dir auch nicht wirklich helfen*“ (Z. 228-230). Das ist für die Schüler:innen sehr anstrengend, aber lohnend, weil sie den Prozess selbst bestimmen können. Auch für die Lehrpersonen ist der Wechsel in unterschiedliche Rollen, einmal Coach, einmal Fachexpertin/Fachexperte, einmal „Beurteilungs-Reflexions-Feedback-Gespräche“ zu führen, in denen es darum geht „*wie kann mir diese Person jetzt gegenüber wirklich sich und mir haarfest beweisen, was da passiert ist, ja*“ (Z. 237-238), herausfordernd.

Dafür war ein Instrument notwendig, das in der OPENSchool **Portfolio** genannt wird und in anderen Schulen als Lerntagebuch oder Logbuch oder ähnliches bekannt ist. Darin machen die Schüler:innen Aufzeichnungen über alles, was sie tun und über ihren Lernprozess. Anschließend werden darüber Gespräche geführt, in denen die Schüler:innen „*uns zeigen müssen, dass es passt. (...), wir haben sie nochmal gechallenged, damit man echt merkt, hast du jetzt die Verantwortung drüber genommen oder nicht*“ (Z. 255-257).

Markus Haider betont, dass bei diesen offenen Lernformen und bei Individualisierung die **Begleitung des Lernprozesses** und der Schüler:innen im Mittelpunkt steht. „*Das ist nichts, was man so nebenbei macht, sondern da muss man echt einen Fokus setzen als Lehrer und Lehrerin*“ (Z. 262-263). Auch als Lehrperson macht man dabei Fehler und muss diese immer wieder reflektieren und schließlich Änderungen in der Vorgangsweise mit den Schüler:innen besprechen. „*Und dann muss man auch so für sich eine gewisse Lockerheit entwickeln, dass man da agil bleibt, weil sonst kommst du nicht auf den Punkt, was hilft wirklich. Ja, weil die Frage war immer, WAS HILFT WIRKLICH, nämlich dem Schüler oder der Schülerin und auch mir in der Begleitung*“ (Z. 268-271).

Aspekte guter Führung

Markus Haider versteht daher auch die Idee des Schulautonomiepakets, das für sie zu der Zeit der Einführung der OPENSchool sehr hilfreich war und damit verbunden die zentrale Bedeutung des Aspekts der **Führung auf allen Ebenen**. „*(...) und wie sehr das fehlt im Schulsystem*“ (Z. 376).

Dabei geht es um Führung auf der Ebene der SQMs, der Schulleitungen und der Lehrpersonen im Klassenzimmer. Markus Haider ist das Thema deshalb so wichtig, weil die Schulleitung in Schulentwicklungsprozessen der „Ermöglichungsmotor“ ist, 100 Prozent hinter dem Vorhaben stehen muss und dabei „*nicht nur zulässt, sondern wirklich mitgeht, mitarbeitet und das aus tiefstem Herzen versteht*“ (Z. 381-383). Denn sie muss dafür sorgen, dass die Lehrpersonen mitgehen und freigespielt werden. Das kann man nicht von der Gruppe erwarten, die entwickelt. Deswegen ist für Markus Haider auch bei Schulentwicklung ein wichtiges Learning, dass nicht nur mit dem Kollegium gearbeitet wird, sondern ganz viel mit der Führung und darauf zu schauen, „*Ist*

da wirklich Führung am Werk oder ist da nur eine Moderation oder etwas anderes am Werk. Also das ist ganz ganz offensichtlich“ (Z. 405-409).

Darum ist das auch in der OPENSchool Führung ein Riesenthema. Es geht ja auf allen Ebenen um Entrepreneurship, also um Führung der anderen, aber auch um Selbstführung. Es geht darum, alles, was als Ressourcen im Schulsystem vorhanden ist, zu nützen und zu erkennen *„wir haben alles da, auch wenn man es nicht glaubt“* (Z. 421). *„Ein Entrepreneur geht mit den Ressourcen um, die er hat“* (Z. 427). Und wenn es zu Überlastung kommt, dann muss man schauen, was weggelassen werden kann. Das ist der Denkansatz der OPENSchool.

Eine weitere zentrale Erkenntnis bei der Einführung der OPENSchool war, dass die Herausforderungen nicht die Menschen sind, sondern *„ein mangelhaftes Administrationssystem“* (Z. 435), das so agile Strukturen noch nicht abbilden kann. Man muss also ein System bauen *„für das, was du da machst im Alltag, sodass du das transferierst in das System, das noch immer da ist, um die Verwaltungsstruktur herum bauen, damit die Kommunikation gelingen kann“* (Z. 439-441).

Relevanz der Haltung

In der Umsetzung dieses offenen Lernkonzepts ist die Haltung der beteiligten Personen und wie mit Herausforderungen umgegangen wird, zentral. Es geht darum, immer wieder Neues auszuprobieren, zu erkennen, was funktioniert und was nicht und flexibel zu sein. In jeder schulischen Situation reagieren Schüler:innen immer irgendwie anders. *„Und das, was so schön ist bei dem, wenn man da eine, wie soll ich sagen, einen empathischen Zugang bekommt, wenn die aufflammen. Und man auch so Probleme und Angst umarmt, ja. (...) und Herausforderungen“* (Z. 730-734). Und in solchen Situationen, auch wenn es mühsam ist, zu sagen: *„ich nehme dich jetzt, weil du bist halt jetzt da und jetzt arbeite ich mit dir. Ja und es erweitert einfach so deinen Horizont und die Möglichkeiten, die du in Wahrheit hast. Du kommst auf Dinge, die du vorher nicht gedacht hast“* (Z. 735-737). Es ist ganz wichtig, in den Dialog mit den anderen zu gehen. Zum Beispiel bei dem Thema Disziplin und der Frage, was es heißt, sich diszipliniert verhalten zu müssen. *„Disziplin, und jetzt sind wir wieder bei den Begriffen, was ist denn eigentlich Disziplin wirklich? Worum geht's denn? Ja, aus welchem Kontext kommt das? Na, du solltest dich adäquat verhalten. Ja. Oder dieses Verhalten, das jetzt stattgefunden hat, (...) da klare Grenzen zu setzen. Das muss man lernen, ja, aber das funktioniert nicht mit der, ‚wenn du das tust, dann gibt's das‘, was wir eh nie einhalten können. Das wissen wir eh immer, ja, aber wir können halt durch irgendwelche Techniken versuchen (...), möglichst bedrohlich zu sein“* (Z. 743-749). Es geht darum zu erklären, was die Konsequenz ist, und damit ist nicht Strafe gemeint, sondern die Folge. Es gibt eine Wirkung und dann eine Folge, eine Reaktion. Haider beschreibt dazu eine Gesprächssequenz: *„So, und wenn du jetzt den dauernd beschimpfst, was ist dann die Folge (...) oder wenn du dem dauernd das Material wegnimmst, was ist die Folge – für ihn? Und was ist die Folge für dich? Für dich ist vielleicht die Folge, dass du Spaß hast, dass du irgendeinen Grant loswerden kannst. Oder weil dir langweilig ist und du dich beschäftigen kannst. Oder weil du jetzt lernst, wie lange braucht der, bis er an seiner Grenze ist, da kannst du auch verschiedene Folgen haben, ganz verschiedene Motivationen. Auf der anderen Seite, was ist die Folge für den anderen? Die andere Person fühlt sich gestört, genervt, die Person wird im Lernen gestört, aufgehalten, kann in ihrer Entwicklung, die sie jetzt gerade machen will, nicht im Flow gehen“* (Z. 757-765). Und dann mit der Schülerin bzw. dem Schüler darüber reden, was das Bedürfnis ist, das hinter dem Verhalten steckt und gemeinsam schauen, wie das doch befriedigt werden kann und auf welche

Weise, ohne den anderen zu stören. Das geht nicht immer leicht und sicher nicht, wenn Gewalt dazu kommt. Da gibt es eine deutliche Grenze. Aber bei Störungen muss man das Bedürfnis erkennen z. B.: *„ich brauche jetzt jemanden zum Spielen oder ich brauche jemanden zum Reden. Ich brauche eine Aufmerksamkeit oder irgendwas, und da muss man diesen Raum geben, diese Aufmerksamkeit zu bekommen“* (Z. 77-780). Und das ist der Vorteil eines offenen Settings, dass es immer die Möglichkeit gibt mit einzelnen Schüler:innen zu reden, während andere Kolleg:innen in der Nähe sind und zur Verfügung stehen bzw. der Großteil der Schüler:innen sowieso beschäftigt ist.

Im Zusammenhang mit dem Thema Haltung kamen wir schließlich auf das Thema **Begleitung der Schüler:innen im Lernprozess** und noch einmal auf Führung zu sprechen. Führung bedeutet nämlich auch sich selbst zu führen, sich selbst gut zu kennen und Werkzeuge zu haben sich selbst zu reflektieren. Markus Haider empfiehlt jedem, der sich auf so einen neuen Prozess des Lernens und Lehrens einlässt, sich coachen zu lassen bzw. sich mit Fragen jemandem anvertrauen zu können, denn Führung ist für ihn eine Haltung des Begleitens. Er sieht die Pädagogin, den Pädagogen als *„eine Person, die dich begleitet und dich anregt, das Beste aus dir selber zu tun“* (Z. 869-871). Das ist vergleichbar mit Führung in einer Firma, wenn eine Führungskraft wirklich führt und es gerade nicht um Verwaltung geht, dann hat sie das Interesse, *„dass ihre Mitarbeiter in allen Hierarchieebene im Sinne der Firma sich so stark entfalten, so stark identifizieren, dass sie einen zusätzlichen Benefit für sich und die Firma generieren, weil dann wollen sie dableiben, haben das Gefühl, sie entwickeln sich weiter und der Firma geht's auch besser (...). Das hat ganz viel mit Einfühlungsvermögen zu tun, das hat auch mit Technik, Gesprächsführung zu tun, mit verschiedenen Kommunikationsformen (...)“* (Z. 874-881). Führung heißt auch über ein breites Repertoire an Methoden und Techniken zu verfügen, wie bei Musiker:innen. Einerseits geht es darum, im richtigen Moment direktiv zu sein, aber das ist nur eine Form von Führung, die man in einer Krise braucht, *„kurz und dann musst du wieder zurückgehen“* (Z. 888). Dazu gibt es viel Wissen und viele Übungen. Man muss die verschiedenen Seiten von sich selber und seine Talente kennen. *„Sind wir eher strategisch, sind wir eher aufgeräumt, (...) trauen wir uns in unsichere Gewässer oder nicht. Weil das musst du einfach wissen, damit du aus deiner Kraft schöpfend und aus deinen Talenten schöpfend Führung anlegst, bewusst, heißt nicht etwas rausposaunen, wo man spürt, das ist nicht authentisch. Dann funktioniert es nicht“* (Z. 893-897).

Begleitung im Lernbüro

Die Begleitung des Lernens der Schüler:innen spielt also im OPENSchool Konzept eine große Rolle. Markus Haider nennt Prinzipien, wie diese in den unterschiedlichen Formaten umgesetzt wird. Eines der Prinzipien ist, dass die Schüler:innen erkennen, was sie von dem Angebot überspringen können, weil sie es schon können und was nicht, also zu erkennen *„für einen Lernbaustein brauche ich eine gewisse Kompetenz, die sitzt nicht gut genug“* (Z. 937-938). Die Begleitung besteht darin, die Schüler:innen dabei zu unterstützen, diese Selbsteinschätzung zu lernen und das passende Angebot zu wählen. Wenn die Schüler:innen doch weitermachen, ohne die nötigen Kompetenzen zu üben, dann straucheln sie und kommen spätestens nach dem zweiten Mal drauf *„vielleicht sollte ich mir das doch anschauen. Auch wenn ich eigentlich schnell fertig sein wollte, aber vielleicht geht das halt einfach nicht schnell“* (Z. 941-943). Das ist das eine, das ist für sie eine Form von Assessment, bei dem die Schüler:innen einschätzen können *„wie weit bin ich denn da schon in dem Bereich und ich brauch nicht alles blöd durcharbeiten, bin dann müde von dem, was ich eh schon kann, sondern widme mich dem richtig Anstrengenden, wo jetzt*

die weiteren Schritte passieren“ (Z. 945-947). Die weiteren Schritte müssen dann so aufgebaut sein, dass sich die Schüler:innen im Sinne des entdeckenden Lernens etwas erarbeiten können. „Das heißt, auch da ist die große Balance zu finden, wie breit fächere ich die Materialien, so dass ich möglichst viele unterschiedliche Wahrnehmungskanäle füttere, aber nicht gleichzeitig in die Überforderung bringe, weil so viel Auswahl da ist, dass alle vor lauter Auswahl schon nur mehr müde sind. Das ist ein riesen Balanceakt“ (Z. 934-952). Deswegen werden zunächst ein oder zwei Alternativen angeboten, z. B. ein Video und dazu Erklärungen im Buch. Wenn das nicht funktioniert, sollen die Schüler:innen sich erst an Mitschüler:innen wenden mit der Frage, wie die es gelernt haben. Erst danach kommen sie zu den Lehrpersonen, die mit ihnen passende Möglichkeiten finden. Es ist also wichtig unterschiedliche Wege einzubauen und sehr viel auf Nachfrage anzubieten. Dadurch entsteht im Hintergrund ein großer Fundus, auf den man zurückgreifen kann, der in der OPENSchool über ein Lernmanagementsystem administriert wird. „Und dann kann die Person sozusagen ein zusätzliches Material auf sie zugeschnitten nochmal nehmen“ (Z. 954-962).

Ein anderes Prinzip ist, ein konkretes Ziel zu definieren *„was soll am Ende anders sein“ (Z. 964),* welches die Schüler:innen immer in mehreren „ich kann...“ Sätzen formulieren. Und am Ende gibt es eine *„Leistungsschau“ (Z. 967)* bei der die Schüler:innen den Gelingensnachweis erbringen müssen. Dieser wird im Lernbüro immer auf Schularbeitenniveau gefordert, wobei die Schüler:innen selber *„ihren Check machen konnten, wo sie selber erkennen, haben sie es drauf oder haben sie es nicht drauf“ (Z. 970-971).* Diesen Check müssen sie dann den Lernbegleiter:innen oder den Fachlehrer:innen zeigen und ein *„Abnahmegespräch“ (Z. 973)* führen. Die Lehrperson entscheidet dann mit ihnen, ob es passt oder nicht. Wenn es nicht passt, dann ist wiederum eine gute Beratung nötig, gemeinsam zu schauen *„geh noch einmal da rein, mach es noch einmal, bis es funktioniert“ (Z. 975).* Durch den Check wissen die Schüler:innen immer, was das richtige Ergebnis ist, mit dem sie dann ihre Antworten vergleichen. Aber es hat keinen Sinn, diese einfach abzuschreiben. *„Weil wir in unserer Haltung immer gezeigt haben, es geht um dich und dein Lernen. Und wenn du es einfach abschreibst, ist die Frage, was du gelernt hast (Z. 978- 980).* Die Schüler:innen müssen über das Eintragen ins Portfolio zeigen, was sie gelernt haben. Das haken sie dann ab und gehen zum nächsten über oder sie lassen es vorerst stehen, wenn es momentan nicht gelingt und kommen später darauf zurück. Es gibt Bausteine, die sind aufbauend und manche stehen nebeneinander. Dadurch wird eine gewisse Beweglichkeit gewährleistet. Da kommt es wieder auf das Geschick der Lernbegleiter:innen an, bei der Begleitung des Portfolios z. B. im Lernbüro zu schauen, *„der eine fängt an irgendetwas zu machen und macht es nicht fertig, mal drauf zu schauen und herauszufinden, was liegt denn da dahinter. Was ist es denn. Und das wegzuräumen. Und nicht gleich eine Unterstellung zu machen, ‚der ist faul‘ oder ‚der kann sich nicht konzentrieren‘ oder ‚der will sich nicht fokussieren oder so‘ oder ‚der ist nicht interessiert‘. Alles mal wegschieben und sagen. Okay, mir ist aufgefallen, du hast jetzt vier Sachen hintereinander begonnen, bist nicht sehr weit gekommen, erklär mal, was geht vor in dir. So. Und daran dann arbeiten. Und dann den nächsten Schritt zu machen“ (Z. 986-993).* Durch diese asynchrone Arbeit hat man den Vorteil, dass diejenigen, die sehr schnell sind und auf einem sehr hohen Niveau arbeiten, sich in ihrem hohen Tempo bewegen können, und die, die mehr Begleitung brauchen, auch nicht auffallen, *„weil die einfach in ihrem Tempo gut unterstützt weitergehen und wir schauen, dass sie zumindest über das Mindestmaß hinauskommen. Das ist unser gemeinsames großes Ziel. Und das geht sich nebeneinander super aus, und du kannst die aber auch matchen, ja, also das heißt, du kannst den, der schon der Überflieger ist, da bilden sich dann welche heraus, die richtig gute Lern-Buddies sind, die wirklich*

mitheben können und die entlasten. Und DAS ist das Interessante, dieses Geflecht einfach anzuschauen und zu schauen, wie geht das“ (Z. 997-1003).

Begleitung im Workshop und im Open Lab

Die Begleitung des Lernprozesses im Workshop schildert Markus Haider folgendermaßen:

Am Ende der Workshops, bei denen es unterschiedliche Arten von Vorträgen oder manchmal auch Exkursionen gibt, ist eine Liste an Themen entstanden, in die sich die Schüler:innen weiter vertiefen können, um so extra Punkte zu sammeln. Anschließend zeigen sie in einem kurzen Gespräch, was davon hängen geblieben ist. Nach dem Workshop besteht also die Möglichkeit Themen aufzugreifen und diese im Open Lab zu vertiefen. Diesen Prozess beschreibt Markus Haider anhand eines konkreten Beispiels in einem Physik-Workshop, in dem das Thema Radioaktivität besprochen wurde. Drei Schüler zeigten großes Interesse und wollten ein Projekt zum Thema Atombombe machen. Sie mussten dazu selber recherchieren und Material sammeln. Voll Engagement haben sie sich 4 Tage lang im Open Lab nur mit dem Thema beschäftigt. Auch für die Lehrpersonen war es spannend den Prozess zu beobachten, manchmal Impulse zu geben, den Diskussionen zuzuhören und sie *„am Ball zu halten“* (Z.1030). Und dann haben sie tatsächlich im Workshop einen Expertenvortrag zum Thema Atombombe gehalten und das wirklich gut vermittelt. Da sieht man, dass es 13-Jährigen gelingt die Komplexität des Baus einer Atombombe zu referieren. Und das war hochinteressant, was die Schüler da alles dazu erzählen konnten, sie hatten über Niels Bohr geredet und über Alfred Einstein, über andere Wissenschaftler und über den 2. Weltkrieg. *„(...) die haben sich echt umfassend mit dem Thema beschäftigt, obwohl sie eigentlich nur wissen wollten, wie bauen wir sowas, mit dem Hintergedanken, wir bauen jetzt eine Atombombe. (...) Aber, ja, wenn das der Treiber ist und du lernst als Kollateralschaden daneben viele andere Namen und Sachen, warum nicht?“* (Z.1044 - 1048). Für Markus Haider zeigt das, wie hilfreich die Struktur des Project-Based-Learning ist. Die Schüler:innen formulieren dabei ein Ziel genau und denken nach, was ist *„(...) meine Driving Question, wie möchte ich vorgehen, wie halte ich mich selber am Ball, wen brauche ich alle dazu, in welchen Abständen hole ich mir sozusagen eine Reflexion dazu“* (Z. 1052-1053). Sie lernen – wie im klassischen Projektmanagement – abzubilden, was sie gemacht haben und dass es unterschiedliche Phasen – vom „Wild drauf los machen“ bis zur Strukturierung – braucht.

Raumeinteilung

Auch das Nachdenken über die Raumeinteilung ist wichtig, damit diese den Ansprüchen eines offenen Lernkonzeptes entspricht. So wurde für die Lernbüros ein Schweigeraum eingerichtet, mit Tischen mit Trennwänden, damit die Schüler:innen wirklich in Ruhe arbeiten können. Sie dürfen sich dabei auch Kopfhörer aufsetzen, jedenfalls herrscht in dem Raum totale Stille. Das können allerdings nicht alle aushalten, was auch kein Problem darstellt. Es ist für die, die das gerne haben und brauchen. Dann gibt es einen zweiten Raum, den Coworking Space, in dem Tische in Gruppen stehen und Schüler:innen flüstern können und Sachen miteinander entwickeln. Mit dieser Raumeinteilung kann man schon viel steuern *„und das Schönste ist, wenn man es dann so weit kriegt, dass der Coworking Space wirklich als ein Raum wahrgenommen wird, auch da muss eine gewisse Arbeitsruhe herrschen und dass dann die Schüler:innen untereinander darauf schauen, dass diese Arbeitsruhe herrscht. Natürlich entgleitet das immer wieder. Das muss man üben, da muss man immer wieder dranbleiben und irgendwann haben sie*

es. *Du musst halt geduldig sein. Das ist der Punkt. Und du kannst aber im klassischen Setting so selten die Geduld aufbringen, weil der Zeitdruck so hoch ist*“ (Z. 807-816).

Mehrsprachigkeit und Inklusion

Die OPENSchool ist in einer sogenannten Brennpunktschule, dort sind Mehrsprachigkeit und die Unterstützung von Kindern, die nicht Deutsch als Erstsprache haben, relevant. Auf meine Frage nach dem Umgang mit diesen Themen erklärt Markus Haider, dass man unterscheiden muss zwischen einerseits der *Sprachfähigkeit*, nämlich sich in der Sprache Deutsch, der Amtssprache ausdrücken zu können und sie gut zu verstehen, und dem *Sprachwissenschaftlichen*, also der Bedeutung der Herkunfts- bzw. Familiensprache. Dafür gibt es Profis, die echte Trainings anbieten. Aber wichtig ist noch ein anderer Aspekt: *„Egal wie meine Sprache da jetzt ausgebildet ist, irgendeine Sprache habe ich als Mensch. Ich bin lernfähig. Ich kann lernen und die große Kunst ist, wie bieten wir trotzdem diesen Menschen an, sich weiterzuentwickeln, auch in anderen Dingen, obwohl ich die Sprache nicht kann. Und das dividieren wir noch zu wenig auseinander“* (Z. 582-593). Im synchronisierten Unterricht ist die Barriere zu groß, um überhaupt an dieses Lernen heranzukommen. Es geht darum sich darüber Gedanken zu machen, *„wie gehe ich damit um, ja, wie erzeuge ich trotzdem Lerngelegenheiten, dass ich auch Fachliches auch Konzeptionelles lerne, oder mich ausdrücke, wo ich mich erfahre, im Kontext des Inhaltlichen und das andere ist der Spracherwerb, ja. Wie match ich das dann“* (Z. 597-600). In der OPENSchool haben sie dafür Förderzeiten eingerichtet, für die, *„die einfach einmal Deutsch lernen“* (Z. 602). Das kann in so einem Format leicht organisiert werden, denn im Lernbüro ist es möglich ein extra Lernbüro Sprache einzurichten. *„Da lernen sie einfach einmal Deutsch auf eine andere Art und Weise, wie andere Deutsch lernen. Die, die schon Deutsch können, kriegen quasi das, was wir bis jetzt aus dem Deutschunterricht kennen. Und die, die die Sprache nicht kennen, kriegen halt das oder das“* (Z. 605-608).

In dem Zusammenhang wurde ein Projekt aufgesetzt mit einem Verein, in dem sie untersucht haben, wie auch Schüler:innen im Lernbüro, z. B. Mathematik lernen können, wenn sie die deutsche Sprache noch nicht so gut beherrschen, z. B. mit Piktogrammen, *„dass man da also diese andere Seite bedient. Wie könnte man die herkömmlichen Lernmaterialien so gestalten, dass jemand, der die Sprache noch nicht kann, möglichst viel Unterstützung bekommt und trotzdem sich einen Reim draus machen kann, weil das kann unser Gehirn“* (Z.612-615). Darauf wird noch viel zu wenig geschaut und da gibt es noch viel Entwicklungsbedarf. In dem Zusammenhang weist Markus Haider auf 37 verschiedene, von ihnen entworfene Lernszenarien-Formate hin, die Ideen für unterschiedliche Arbeitsweisen liefern können und als Kartenset erhältlich sind.

Eigentlich geht es bei dem Thema Umgang mit Mehrsprachigkeit ja um die Frage der Inklusion, nämlich anschlussfähig zu sein *„aufgrund der Frage, wie ein Mensch halt beinand ist“* (Z. 628-629). Ein weiteres Beispiel für den Umgang mit unterschiedlichen sprachlichen Voraussetzungen von Kindern im Lernbüro schildert Markus Haider die Arbeit mit in Anlehnung an Montessori entwickelten Materialien, die in Experimentierkästen untergebracht sind. Auch mit wenig deutschsprachiger Kompetenz kann man damit lernen oder in einer Gruppe arbeiten, wo jemand übersetzen kann. Da ist man etwas freier und kann ins Experimentieren gehen. *„Und da lerne ich ja auch was. Da mache ich ja auch Erfahrungen und ich kann ja auch Transferleistungen machen, weil ich seh ja die Umgebung. Nur weil ich halt sprachlos bin auf der einen Ebene, heißt das ja nicht, dass ich gedankenlos bin“* (Z. 646-648). Abermals betont Markus Haider den Vorteil eines

solchen Systems, in dem es um das profunde Nachdenken über Lernen geht und die Idee des Entrepreneurships im Vordergrund steht, mit dem Ausgangspunkt *„wie finde ich da tagtäglich die Lösung, um zum Ziel zu kommen. Was natürlich unglaublich fordernd ist und nur als Team geht“* (Z. 679-680).

Inklusion ist nicht nur in Bezug auf die Einbeziehung von Schüler:innen mit Migrationsbiografie, sondern auch im Zusammenhang mit Schüler:innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf ein Thema. Diese werden auch hier von einer Inklusionspädagogin begleitet. *„(...) und das Coole war immer, die haben am wenigsten Probleme gehabt, sozusagen, als Lehrer:innen da in dem System sich zu orientieren. (...) Die waren sofort orientiert. Weil für die war das die Befreiung, ‚wow, geil, ich bin jetzt endlich für alle da‘“* (Z. 696-701). Es ist nicht mehr aufgefallen, ob ein Schüler Autist ist oder eine Schülerin mit einer Sehbeeinträchtigung oder einer Lernschwierigkeit. Jede Person bekommt ihre eigenen Lernangebote, die als solche aber nicht mehr auffallen, *„sondern es war selbstverständlich, dass ein jeder sein Extra-Ding kriegt. Und das macht den großen Unterschied aus. (...) Und die haben für alle Zeit gehabt, das war kein Problem mehr. Und niemand ist sozusagen vernachlässigt worden. Das heißt, der soziale Kleber konnte dann auch viel mehr wirken“* (Z. 705-712).

Erziehungsberechtigte als Partner:innen

Wenn Erziehungsberechtigte unsicher sind wegen des für sie möglicherweise fremden Lernkonzepts oder andere Fragen haben, dann werden sie in die Schule eingeladen und können selber beobachten, wie der Alltag dort abläuft. Denn die meisten haben ja eine andere Erfahrung und Vorstellung von Schule und können dann sehen, wie die Haltung der Pädagog:innen ist und wie miteinander umgegangen wird. Es geht um die Idee der Partnerschaft. *„(...) dann laden wir sie ein, als Partner, wir sind jetzt ein multiprofessionelles Team, wie lösen wir das miteinander. Da ist ein Thema aufgekommen. Wir holen sie rein, und das ist eine Lerngelegenheit für uns, und unsere Schüler, machen wir was draus, und das entspannt total“* (Z. 546-549). Auch in der OPENSchool gibt es Kinder, die mit dem System überfordert sind. Sie probieren dann diese Kinder intensiver zu begleiten, damit sie sich sicherer fühlen, aber wenn das auch nicht funktioniert, dann muss gemeinsam entschieden werden, dass dies nicht die passende Form ist. Dann steht einem Wechsel in den anderen Zweig oder in eine andere Schule nichts im Wege. *„Und andererseits haben wir wieder Leute hergekreiert, wo es woanders nicht gepasst hat. Und dann hat es da gefruchtet. Und ich denke mir, diese Vielfalt und diese Mischwiese in einer Schule zu erzeugen, das ist OPENSchool“* (Z. 546-561).

Zur Autorin

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elisabeth JAKSCHE-HOFFMANN ist Professorin am Institut für Management und Entwicklung im Bildungswesen an der Pädagogischen Hochschule Kärnten – Viktor Frankl Hochschule. Lehrende im Bereich Aus-, Fort- und Weiterbildung, sowie Schulentwicklungsberaterin. Arbeitsschwerpunkte sind u.a.: Umgang mit Diversität, Konfliktmanagement, Partizipation und Schulentwicklung.